„Cäsars Testament.“

Von H. H. von Mellenthin.

Der dritte Band der „Gedanken und Erinnerungen“ von Bismarck. — Der Altreichskanzler über Wilhelm II. — Der Kaiser wollte nicht „in Blut waten.“ — Professor Delbrücks Enthüllung über die „Letzte politische Idee Bismarcks“. — Staatsstreichidee mit Entrechtung der Sozialdemokratie und Herbeiführung eines Aufstandes soll der wahre Grund der Trennung zwischen dem Kaiser und Bismarck gewesen sein. — Der Staatsstreich der Revolution.

Wieder gellen über den Marktplatz, wie einst über Roms Forum, die Schreie nach „Cäsars Testament“. — „Das Testament! Lest das Testament!“ — Und am lautesten schreien heute wieder die, welche gestern noch denen am aufmerksamsten zugehört und am lautesten zugejubelt haben, die gesagt: „daß er voll Herrschsucht war.“

Um „Cäsars Testament“ geht der Kampf, welcher heute in Deutschland um den dritten Band von Bismarcks „Gedanken und Erinnerungen“ geführt wird. — „Lest das Testament!“ — Der alte Bismarck selbst hat, als er der Cottaschen Verlagshandlung die Veröffentlichung seiner Aufzeichnungen übertrug, bestimmt, daß der dritte Band erst nach dem Ableben der in diesem vorgeführten Hauptpersonen erscheinen sollte. Den Nachkommen des Altkanzlers ist das Wort des Großvaters heute noch bestimmend. Die heutige deutsche Regierung hat sich gegen die Veröffentlichung als unter den obwaltenden Verhältnissen inopportun ausgesprochen. Aber über die Märkte hallt der Schrei: „Lest das Testament!“ Man verspricht sich von ihm als Erbschaft Goldschätze des Wissens und des Verständnisses. Dem höheren Interesse der res publica gegenüber müßten die Gefühle schweigen. Die Erbschaft sei Gemeingut des Volkes und müsse diesem zur Kenntnis gebracht werden. Das Volk wolle lernen. Aus dem, was der Gründer des Reichs über sein Werk und über die Leute, die später an seiner Arbeit herumgepfuscht, werde das Volk in die Erkenntnis der Gründe geführt werden, warum das Reich zusammengefallen ist. Der dritte Band der Bismarckschen „Gedanken und Erinnerungen“ soll den Schreiern nach dem Testament den Sündenbock liefern, welchen sie mit der gesamten Verantwortlichkeit für alle die Verfehlungen, welche zum Zusammenbruch des Werkes Bismarcks geführt haben, belasten können. Sie haben früher wenig Neigung gezeigt, den Meister, welcher nach der Begutachtung aller der „ehrenwerten Männer“ voller Herrschsucht gewesen, zu preisen, und noch geringere, von ihm zu lernen. Die nunmehrige Lernbegierde und das plötzliche Herauskehren des öffentlichen Interesses an dem politischen Nachlaß ist von der Sensation, von der Erwartung sensationeller „Enthüllungen“, hervorgekitzelt und auf das Hervorkehren des öffentlichen Interesses zurückzuführen, auf den Gefühlsdrang, sich von einem Berufenen und Wissenden bescheinigen zu lassen, daß die Verantwortlichkeit für die Geschehnisse nicht die ihre sei. Sie haben alles selbst erlebt, wie es so gekommen, während der Schmied des Reichs lange schon unter den Buchen des Sachsenwaldes schlummerte. Das Gewissen schlägt ihnen, daß sie selbst zum großen Teil verschuldet haben, daß es so gekommen ist. Sie möchten nun etwas erfahren und lesen, was ihnen solche Gewissenslast erleichtert. Vor allem wollen sie die wahren Gründe zur Entlassung des Altkanzlers durch Wilhelm II. erfahren und lesen, um die Verantwortung des früheren Kaisers in dem gleichen Maße beschweren, als die eigne entlasten zu können. Es ist mehr als Neugierde und etwas ganz anderes als Wissensdrang, welche die Lesung des Testaments fordern. Daß sie selbst den Kaiser täglich gesehen, daß dieser, wie auch immer seine Verschuldung sein mag, aus seinem Herzen niemals eine Mördergrube gemacht, sich stets gezeigt, wie er in seines Wesens Art gewesen, das genügt ihnen nicht. Sie wollen es schriftlich haben, wie der Kaiser gewesen ist und schon in seiner Art mit der Verschuldung belastet ist, und sich damit selbst hinwegtäuschen über die eigene Schuld.

Darum gellt der Schrei nach „Cäsars Testament“ heute wieder über den Marktplatz, wie einstmals über Roms Forum.

* * *

Mit der Steigerung des Interesses an dem literarpolitischen Nachlaß Bismarcks sind neuerlich auch Erinnerungen an seine Zeit unter besonderer Berücksichtigung seines Verhältnisses zum Kaiser Wilhelm II., und seines Urteils über diesen wachgerufen worden. So hat Heinrich von Poschinger, der bekannte Bismarck-Historiograph, in der Monatsschrift „Deutsche Rundschau“ eine Artikelserie: „Gespräche mit und über Bismarck“ veröffentlicht.

Poschinger teilt den Inhalt eines Gesprächs, welches Oberst von Gersdorff mit dem Altkanzler am 23. Januar 1894 in Friedrichsruh gehabt hat, mit, wohin er gefahren war, um dem Fürsten Rat zu erteilen wegen der Uniform, die er am 26. Januar in Berlin infolge der Einladung des Kaisers tragen sollte. Gersdorff berichtet darüber:

„Unter anderem drehte sich das Gespräch um den Charakter des jetzigen Kaisers. Ich nannte es ein psychologisches Rätsel, daß der Kaiser, welcher als Prinz Schmeichlern und Schmeicheleien völlig unzugänglich war, nunmehr nur noch servile Naturen in seiner Umgebung vertrage. Darauf antwortete der Fürst: „Das ist die Art des Olympiers. Regierende Herren verfallen oft in den Fehler, sich als besonders beeinflußt anzusehen; ich glaube, es war der Kaiser Sigismund, der für sich den Spruch erfand: supra grammatica stabis, tua sacra majestas.“ Ueber des Kaisers Verstandesanlagen sprach er sich dahin aus: er besitze schnelles Fassungsvermögen, aber wenig judicium. Daher wäre der Kaiser der Verarbeiter fremder Gedanken, die er sich von Leuten wie Hinzpeter, Güßfeld und sogar Douglas herhole. Kurz vor Abgang des Fürsten habe eine Ministerkonferenz unter Vorsitz des Kaisers stattgefunden; in dieser sei eine Art Botschaft des Kaisers zur Verhandlung gekommen, in welcher Hinzpeter den Kaiser habe zu einer Art „Arbeiterkaiser“ stempeln wollen. Der Kaiser habe jedermann in Deutschland darin ein glückliches, zufriedenes Leben versprochen. Der intimste Grund der Entlassung des Fürsten sei sein Widerspruch gegen die Veröffentlichung jenes Elaborats gewesen; man dürfe nichts versprechen, was man nicht halten könne, und hierbei läge die Unmöglichkeit des Haltens des gegebenen Versprechens in dem unzufriedenen Gemüt der Menschheit. Der Kaiser habe sich dahin geäußert, er wolle nicht im Blute bis an die Knie baden und wie sein Großvater der Kartätschenprinz genannt werden, wogegen der Fürst der Ansicht gewesen sei, daß unter Umständen die Anwendung von Gewalt eine heilsame soziale Medizin sei. — Der Kaiser ließe sich schwer über einen begangenen Fehler belehren, ein Mißlingen würde von ihm nicht zugegeben und schnell verschmerzt, er griffe dann schnell zu einem anderen Mittel, deshalb sei er weder konservativ noch liberal. Er spiele beide Parteien gegeneinander aus, daher die allgemeine Unsicherheit. Charakteristisch sei am Kaiser das Bedürfnis, gelobt zu werden. Er habe, nachdem er eine Einladung des Zaren zur zweiten Reise nach Rußland erzwungen, ihm (dem Kanzler)) gesagt: „Nun, so loben Sie mich doch.“ Worauf der Fürst geantwortet habe: er könne nur loben, was zu loben wäre. Darauf sei der Kaiser wütend fortgerannt. Die zweite Reise nach Rußland hätte nur Mißstimmung hervorgerufen.

Poschinger persönlich gegenüber hat sich Bismarck, bei einem Besuch des ersteren am Pfingstsonntag, den 15. Mai 1894, über den Kaiser folgendermaßen geäußert:

„Es wäre ihm mehr Geduld zu wünschen, am Studiertisch zu sitzen. Schlimm daß er Einbläsern folgt, Hinzpeter, Douglas und Konsorten. Er kann den Augenblick, da er als der große Weltbeglücker dasteht, nicht erwarten. Auch die Arbeiterproklamationen, die eigentlich den Anstoß zu unserer Trennung gegeben haben, gehören in dieses Kapitel. Der Kaiser versprach sich davon goldene Berge; ich sagte, nachdem ich das Schlimmste daraus entfernt hatte: Das beste ist — so sagte ich ihm — Majestät zerreißen dieselben und werfen die Stücke ins Feuer. Er aber ließ sich nicht überreden, glaubte, damit die Sozialdemokraten wie mit dem Speck die Maus zu fangen, und wünschte, dieselben sollten sofort in der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung“ und im „Reichsanzeiger“ veröffentlicht werden. Mit der Aufhebung des Sozialistengesetzes hatte es eine ähnliche Bewandtnis. Ich sagte dem Kaiser: „wenn Sie den Mut haben, dereinst bis an die Stiefel im Bürgerblut zu waten, dann heben Sie es auf. Andernfalls lassen Sie es bei dem Präventivgesetz.“

* * *

In diesen Aufzeichnungen zitiert Poschinger zweimal die Redewendung „waten im Blut“. Einmal läßt er den Kaiser, nach Bismarck sagen, er wolle nicht im Blute bis an die Knie baden und nicht, wie sein Großvater, der Kartätschenprinz genannt werden. Das andere Mal zitiert er Bismarck selbst, der in Verbindung mit der Absicht des Kaisers, die Arbeiterproklamationen zu erlassen, diesen gewarnt habe, „wenn Sie den Mut haben, bis an die Stiefel in Bürgerblut zu waten, dann heben sie es auf. Andernfalls lassen Sie es bei dem Präventivgesetz“.

Von „Blutwaten“ ist also augenscheinlich zwischen den beiden die Rede gewesen, und das ruft die Erinnerung zurück an die „Enthüllung“ Hans Delbrücks, bis vor kurzem Herausgeber der bekannten deutschen Monatsschrift „Preußische Jahrbücher“, über einen Staatsstreich, mit dessen Durchführung sich Bismarck getragen haben und welcher die wahre Ursache des Bruchs zwischen dem Kaiser und dem Altreichskanzler gewesen sein soll. Delbrück nennt das „Bismarcks letzte politische Idee“.

Mit der Enthüllung trat er zum ersten Mal in seinen „Jahrbüchern“ im Dezember 1906, und zwar unter Hinweis auf die damals soeben erschienenen Memoiren des früheren Kanzlers Fürst Chlodwig zu Hohenlohe hervor. Er bezog sich auf die Stelle in den Denkwürdigkeiten Hohenlohes Band II, 468 ff. in welcher der Fürst ein Gespräch mit dem Kaiser am 24. April 1890 auf der gemeinsamen Fahrt von Hagenau nach Sufflenheim wiedergibt. In diesem Gespräch soll der Kaiser dem Fürsten Hohenlohe die wahren Gründe und den Verlauf der Ereignisse, welche zu seiner Trennung von Bismarck geführt, dargelegt haben.

Es heißt an der genannten Stelle:

„Die Fahrt dauerte etwa eine Stunde, während welcher der Kaiser ohne Unterbrechung die ganze Geschichte des Zerwürfnisses mit Bismarck erzählte. Danach hat die Verstimmung schon im Dezember (1889) begonnen. — Der Kanzler wollte das Sozialistengesetz mit der Ausweisung dem neuen Reichstag vorlegen, diesen, wenn er es nicht annehme, auflösen, und dann, wenn es zu Aufständen käme, energisch einschreiten. Der Kaiser widersetzte sich dem, — ihm werde man vorwerfen, daß er seine Regierung damit anfange, seine Untertanen tot zu schießen.“

Auf diese Darlegung hat Delbrück nun folgende Theorie betreffs des Staatsstreichs, wie ihn Bismarck beabsichtigt habe, aufgebaut:

1. Künstliches Zufallbringen des Sozialistengesetzes.
2. Einbringen einer großen Militärvorlage.
3. Revolten und Straßenkämpfe in Berlin.
4. Berufung eines Eisenarms als Ministerpräsidenten.
5. Auflösung des Reichstags, Proklamation des Kaisers und der Fürsten, daß das Reich so nicht bestehen könne.
6. Ersetzung der geheimen Abstimmung durch die öffentliche und Entrechtung der Sozialdemokratie.

Delbrück berührt auch, die Frage, wie sich die Staatsstreichidee zu den Plänen Bismarcks in der auswärtigen Politik verhalten habe; denn indem er sich damals von Oesterreich zu Rußland habe hinüberwenden wollen, habe er sich auf einen äußeren Krieg gefaßt machen müssen. Auch dabei bezieht Delbrück sich auf die Denkwürdigkeiten Hohenlohes, nach welchen der Kaiser den Generalen gesagt hat, Rußland wolle Bulgarien militärisch besetzen. Bismarck wolle Oesterreich, welches dadurch in Krieg mit Rußland geraten wäre, im Stich lassen, der Kaiser habe mit Oesterreich gehen wollen. Daraus erklärte sich Hohenlohe auch die Aeußerung Bismarcks, der zu ihm sagte, der Kaiser treibe Politik in der Weise Friedrich Wilhelms IV.

Die Ungeheuerlichkeit solcher Staatsstreichsidee sucht Delbrück in folgender Weise zu erklären: „Bismarck stand im Jahre 1890 jener ihm von Grund aus feindlichen Reichstagsmajorität gegenüber, die ihm schließlich sogar den einfach-menschlichen Glückwunsch zum 80. Geburtstag versagte. Noch am Schlusse seiner „Gedanken und Erinnerungen“ charakterisiert er das Zentrum als die Partei, die „berechnet sei auf die Zerstörung des unbequemen Gebildes eines Deutschen Reiches mit evangelischem Kaisertum“ und die Freisinnigen als „Krypto-Republikaner“. Im Jahr 1887 war es ihm noch einmal gelungen, die Majorität, welche jene Parteien zusammen mit den Polen und Sozialdemokraten bildeten, zu zerbrechen, aber es war keine Aussicht, daß dies noch einmal gelingen konnte. Der Turm des Zentrums war unerschütterlich, Eugen Richter an der Spitze der Freisinnigen unnahbar, und die Sozialdemokratie wuchs und wuchs. Bitter beklagte sich der Schöpfer des allgemeinen Stimmrechts über den Mangel an nationaler Gesinnung im deutschen Volk, aber was sollte er tun? „Get you home, you fragments!“ ruft er auf dem Schlußblatt seiner „Gedanken und Erinnerungen“ mit Coriolan den Fraktionen zu und wendet sich vom Volke zu den Dynastien, denen er „Abbitte leiste“.

Nach den Denkwürdigkeiten Hohenlohes hat aber der Kaiser selbst den Streit über die Kabinetsorder vom Jahre 1852, ferner die unliebsamen Erörterungen über den Besuch Windhorsts bei Bismarck als Gründe der Entlassung angegeben. Schon am 26. März 1890 habe der Großherzog von Baden zu Hohenlohe gesagt, daß die Ursache des Bruchs lediglich die Machtfrage gewesen sei, alle anderen Meinungsverschiedenheiten, auch die über die soziale Gesetzgebung, und anderes, Nebensächlichkeiten bedeutet hätten. Den Hauptgrund hätte die Kabinettsorder vom Jahre 1852, nach deren Bestimmungen Bismarck die Minister davon abhalten wollte, dem Kaiser Vortrag zu halten, gebildet. Auch den Generälen hätte der Kaiser die Frage der Kabinettsorder und die maßlose Weise des Auftretens Bismarcks als Entlassungsgründe angegeben.

Der Darstellung und Auffassung, als ob es sich bei Bismarck lediglich um verletzte Eitelkeit und um das verbissene Festhalten an Bestimmungen einer vergilbten Kabinetsorder gehandelt habe, opponiert Delbrück. Indem er die von ihm aufgestellte Staatsstreich-Theorie, daß durch die Absicht eines Staatsstreichs seitens Bismarcks das Zerwürfnis mit dem Kaiser herbeigeführt worden sei, verteidigt und auf diese noch einmal zurückkommt, sagt er in der Nummer der „Preußischen Jahrbücher“ vom Januar 1912:

„Auf jeden Fall verliert auch bei meiner Auffassung Bismarck als historische Persönlichkeit nichts im Vergleich mit jener älteren, die in ihm überhaupt einen positiven Gedanken nicht mehr zu entdecken vermochte. Aber es ist nicht wahr, daß er blos noch der alte Mann war, der nicht mehr wußte, was er tun sollte, und nur noch an der jüngeren Welt, die ihm nachgefolgt war, herumnörgelte. Nicht in dem langsamen Absterben und Verlöschen des Philisters ist er dahingegangen, sondern das tragische Ende des Heros, der in einem letzten großen Kampf mit sich selbst und seinem Werk in Widerspruch gerät, ist ihm beschieden gewesen und hat er sich selber bereitet.“

Auch Professor Hermann Oncken sieht solchen Schatten der geschichtlichen Nemesis über das Ende des „Eisernen“ gebreitet. In einer neuen Auflage seines „Lassalle“ bringt er ein (vielleicht fingiertes) Gespräch Bismarcks mit Lassalle, in welchem der erstere gesagt haben soll: „Ach, Sie meinen, es kommt darauf an, wer von uns der Mann ist, der mit dem Teufel Kirschen essen kann. Nous verrons“. Delbrück weist nun darauf hin, daß Oncken das Kapitel, in welchem jenes Gespräch mitgeteilt wird, mit den Worten schließt: „Als er nach dem Ausfall der Wahlen von 1890 noch einmal zu gewaltsamer Depression zurückgreifen wollte, stürzte er selbst. Denkt man an das Wort „mit dem Teufel Kirschen essen“, zurück, so fällt auch auf seinen Ausgang ein Schatten der geschichtlichen Nemesis, die grade den größten Männern selten erspart bleibt.“

Delbrück läßt die von ihm Bismarck zugeschriebene Staatsstreichabsicht folgende Wege beschreiten: Ein Ausnahmegesetz sollte allen notorischen Sozialdemokraten, die, wie es im Sozialistengesetz formuliert war, den „Umsturz der bestehenden Staats- oder Gesellschaftsordnung bezweckten, das aktive oder passive Wahlrecht entziehen, und um die gegebenen sozialen Abhängigkeiten voll zur Wirksamkeit kommen zu lassen, sollte an die Stelle der geheimen die öffentliche Abstimmung treten. Die Durchführung des Entrechtungsgesetzes ist, nach Delbrücks Theorie von der „Letzten politischen Idee Bismarcks“, folgendermaßen: „Die Behörden legen Listen der notorischen sozialdemokratischen Revolutionäre an, eine unparteiische richterliche Behörde entscheidet etwaige Beschwerden und bürgt dafür, daß das Gesetz nicht auf andere Parteien ausgedehnt wird. Wenn allen in dieser Art Proskribierten die politischen Rechte aberkannt sind, liegt es in der Hand der Regierung, ob sie die sozialdemokratische Partei ganz aus dem Reichstag verschwinden lassen oder sie auf eine kleine Gruppe von Harmlosen reduzieren will. Den Rechtsgrund für die Ausschließung der Sozialdemokraten von den politischen Rechten habe, sagt Delbrück, Bismarck, der alte Deichhauptmann, öfter zum Ausdruck gebracht mit dem Satz „was nicht will deichen, muß weichen“. Wer die Rechtsgrundsätze des Staates nicht anerkennt, kann nicht zu dessen Mitregierung berufen werden. Die Sozialdemokratie hat keinen moralischen Anspruch auf Stimmrecht und Sitz im Reichstag, da dieser bestimmt ist, für das Wohl des Reiches zu arbeiten, jene Partei aber nicht das Wohl, sondern die Zerstörung dieses Reiches will. (Rede Bismarcks im preußischen Abgeordnetenhaus gegen die Polen am 28. Januar 1886: „Es ist kein Grund, denjenigen Rechte im Staat einzuräumen, die ihrerseits alle Pflichten negieren.) Delbrück weist zur Unterstützung seiner Theorie darauf hin, daß Bismarck diesen Gedanken schon im Jahr 1878 in einem Brief an Tiedemann entwickelt habe („Gedanken und Erinnerungen“, B. II, S. 190), ihn kurz vor der Krisis (am 15. Dezember 1889) gegen den Fürsten Hohenlohe (Denkwürdigkeiten Hohenlohes II, 462) und wiederum bald nachher, am 30. Oktober 1892, gegen den Direktor Kaemmel, der ihn in Friedrichsruh besuchte (Veröffentlicht Grenzboten 1907, I, 123) ausgesprochen habe. Dem letzteren sagte er: „In Rom war aquae et igni interdictus, wer sich außerhalb der Rechtsordnung stellte, im Mittelalter nannte man das „ächten“. Man müßte die Sozialdemokratie ähnlich behandeln, ihr die politischen Rechte, das Wahlrecht nehmen. So weit würde ich gegangen sein.“

Bismarck, sagt Delbrück, hat sich auf römische und mittelalterliche Analogien berufen; er hätte einen noch viel näher liegenden Präzedenzfall heranziehen können. Das Direktorium in der französischen Revolutionszeit hielt sich dadurch in der Herrschaft, daß bei jeder Wahl bald die royalistischen, bald die jakobinischen Neugewählten ausgeschlossen wurden, da sie nicht auf dem Boden der bestehenden Verfassung ständen. Die Theorie, daß zur Mitregierung eines Staates nur berufen werden sollte, wer wirklich das Wohl dieses Staates will, der die Rechtsgrundlagen der bestehenden Staats- und Gesellschaftsordnung anerkennt, liegt ja auch dem Ausschlußverfahren zu Grunde, welches augenblicklich vor der Legislative des Staates New York schwebt. Delbrück aber hat gewußt, daß eine friedliche Durchsetzung solchen Verfahrens in Deutschland auch unter dem alten Regime ausgeschlossen gewesen ist. Ohne Anwendung von Gewalt, deduziert er, sei auf dem Bismarckschen Wege, dessen Beschreitung er als in der Absicht des Altreichskanzlers gelegen annimmt, nicht durchzukommen gewesen. Der Entschluß zur Gewaltanwendung sei indessen Bismarck weniger schwer geworden, als er geglaubt, daß es auf jeden Fall zu militärischem Einschreiten gegen die Sozialdemokratie kommen müsse. Noch 1892 habe er in den „Hamburger Nachrichten“ erklären lassen, daß er selbst eben deshalb Caprivi zum preußischen Minister-Präsidenten vorgeschlagen habe, nicht um dessen politischer Ansichten halber, sondern „weil es auf die persönliche Tapferkeit und die sonstigen Charaktereigenschaften des Individuums angekommen sei“. Er habe einen Konfliktsminister, nach der Art des Grafen Brandenburg im November 1848, ins Amt bringen wollen, der zugleich den Justiz-, Polizei- und Kriegsminister habe festmachen können. Gegen Sozialdemokraten gebe es kein anderes Mittel als „Blut und Eisen“, und daß tatsächlich bis dahin (1892), kein Blutvergießen stattgefunden, beweise nicht, daß er sich geirrt habe, denn dafür seien zwei Jahre eine zu kurze Frist. — (Penzler, Fürst Bismarck nach seiner Entlassung).

An dieser Stelle seiner Ausführungen greift Delbrück zurück auf seine Auffassung, daß Bismarck nicht im langsamen Absterben und Verlöschen des Philisters dahingegangen sei, sondern daß das tragische Ende des Heros, der in einem letzten großen Kampf mit sich selbst in seinem Werk in Widerspruch geraten, ihm beschieden gewesen und er sich selber bereitet habe. Er sagt:

„Die Grundanschauung und Grundstimmung des Staatsmanns der Konfliktszeit Wilhelms des Ersten und der Zeit Wilhelms des Zweiten ist dieselbe geblieben, und die Lust, sich durch einen Gewaltstreich durchzusetzen, die gleiche.“

* * *

Daß Bismarck, als er entamtet worden war, noch lange nicht der alte Mann gewesen, „welcher nicht wußte, was er tun sollte“, daß er auch ohne die Staatsstreichabsicht, welche ihm Delbrück und manche anderen zuschieben, nicht in dem langsamen Absterben und Verlöschen des Philisters dahin gegangen wäre, dafür zeugte sein ganzes Verhalten in den acht Jahren seiner nichtamtlichen Zeit. Delbrück selbst stellt am Schlusse seines Artikels „Bismarcks letzte politische Idee“ im Heft der „Preußischen Jahrbücher“ vom Januar 1912 fest, daß damals (1912) bereits die stattgehabten Abwandlungen im Getriebe des politischen und des Parteilebens dem Parlamentarismus ein so gründlich anderes Gesicht gegeben hätten, daß der Staatsstreichgedanke keine Aktualität mehr habe und unter dem rein historischen Gesichtspunkt untersucht und beurteilt werden könnte.

Die aber, welche wieder ihr Verlangen, daß das Testament verlesen werde, über den Marktplatz schreien, erwarten eine andere Hinterlassenschaft als die rein historischer Gesichtspunkte.

Das kann man ihnen auch kaum verdenken, denn die Staatsstreichidee, wie sie nunmehr, allerdings in der entgegengesetzten Richtung, wie sie der Absicht Bismarcks unterschoben worden ist, sich praktisch betätigt hat, ist aller rein historischer Gesichtspunkte bar.

Ich halte den Absolutismus für keine Form einer in Deutschland auf die Dauer haltbaren oder erfolgreichen Regierung. — Das Buch ist der Antipode des Lebens. Wer sich an das Buch verliert, wird dem Leben entfremdet; wer sich ganz dem Leben hingibt, pflegt sich vom Buch zu entfernen.

Ins Innere von Argentinien.

Von Kapitänleutnant a. D. **Berg.**

(Tägliche Rundschau.)

Ansiedler im Urwald.

Asunción, Ende November

Endlich, nach einer unerwartet langen Pause, komme ich dazu, Kunde von meinen weiteren Schicksalen zu geben, die mich diesmal durch den Urwald von Misiones führen. Eine Welt tat sich mir hier auf, von der ich bisher noch nichts gewußt hatte.

Drei Wochen auf dem Rücken des Pferdes durch kaum von der Kultur berührte Wälder, jede Nacht fast in einem anderen Quartier, über das Pferd geschnallt die „Alforja“, den doppelseitigen Tuchbeutel, mit den allernötigsten Gebrauchsgegenständen — etwas Wäsche, Zahnbürste und Rasierapparat —, nein, dabei kann man keine Berichte schreiben, sondern muß sich das aufsparen, bis man wieder in etwas Stadtähnliches kommt und in einem richtigen Zimmer sitzt. Und das ist jetzt in Asunción der Fall, wo ich vor wenigen Tagen angelangt bin, bei lieben, alten Freunden Aufnahme gefunden habe, augenblicklich im allerleichtesten Kostüm, das kaum noch den Namen Bekleidung verdient, zwischen den beiden großen, weitgeöffneten, gegenüberliegenden Fenstern des Zimmers sitze und dabei unter einer furchtbaren Hitze ächze und stöhne.

Der erste Eindruck, den ich von Posadas erhielt, war der einer zwar freundlichen, aber kleinen und unbedeutenden Provinzstadt, für die mir der Name einer „Hauptstadt“ des Territoriums Misiones nicht recht zu passen schien; als ich aber nach dem dreiwöchigen Ritte durch das Land wieder nach Posadas zurückkam, war ich erstaunt und erfreut, daß es so schöne, große Städte mit richtigen steinernen Häusern auf der Welt gibt. Die Lage der Stadt am Alto Paraná ist schön, ihre Häuser klettern, vom Ufer beginnend, eine mäßige Höhe hinan, von der aus man einen wundervollen Blick über den Paraná und das gegenüberliegende paraguayische Ufer mit der Stadt Encarnación genießt.

Gleich am ersten Vormittage suchte ich den Gouverneur des Territoriums auf, bei dem mir eine sehr gewichtige Empfehlung aus Buenos Aires sofortigen Zutritt verschaffte. Seine Exzellenz, ein noch jüngerer, brünetter und untersetzter Herr, empfing mich sehr liebenswürdig und gab mir bereitwillig Auskunft auf meine Fragen. Wie er sagte, steht er und seine Regierung der Einwanderung im allgemeinen und der deutschen Einwanderung im besonderen durchaus freundlich gegenüber.

„Das Territorium braucht zu seiner Entwicklung noch einen starken Zuzug von Einwanderern, das Land ist groß, und ungeheure Gebiete sind noch zu kultivieren, auf denen jetzt nur Urwälder stehen. Die Deutschen kenne ich als ordnungsliebendes, arbeitsames und intelligentes Element, das schon viel zum Fortschritt des Territoriums beigetragen hat und dessen Vermehrung ich gerne sehen würde.“

„Und glauben Exzellenz, daß arme Leute, um die es sich in erster Linie handeln würde, gute Aussichten zum Vorankommen haben?“ fragte ich.

„Gewiß, wenn es Leute sind, die wirklich hart arbeiten wollen und können, denn die Arbeit im Urwald ist schwer und erfordert viel Fähigkeit, Geduld und Kraft. Wer aber diese Eigenschaften besitzt, wird auch die Früchte seiner Arbeit ernten. Der Regierung gehören große Gebiete, die sie zu dem Preise von 2,50 Pesos, zahlbar in sechs Jahren, abgibt, so daß für den Anfang nur eine unbedeutende Summe erforderlich ist.“

„Aber stößt die endgültige Aushändigung der Besitztitel an den Kolonisten, nachdem er sechs Jahre lang sein Land bearbeitet und pünktlich seine Abzahlungen geleistet hat, nicht auf Schwierigkeiten? Es ist mir bekannt, daß in dieser Richtung Befürchtungen unter den Kolonisten bestehen, die sich auf ihrer Scholle nicht als sichere Herren fühlen.“

„Es ist richtig, daß unter früheren Regierungen Fehler in diesem Punkte gemacht worden sind, doch bemühe ich mich, diese wieder gutzumachen, und ich kann versichern, daß jeder, der seine Verpflichtungen erfüllt hat, auch in den Besitz der Titel gelangen wird.“

Seine Exzellenz war dann noch so liebenswürdig, mir ein Rundschreiben an alle Polizeistationen des Territoriums auszuhändigen, in dem diese gehalten werden, mir bei der Ausführung meiner Studienreise durch das Land alle Unterstützung zuteil werden zu lassen. Das hat mir später auch wertvolle Dienste geleistet, sonst wäre ich gleich am Anfang des Rittes in Santa Ana hilflos steckengeblieben.

Weitere Besuche bei Einwohnern von Posadas, an die ich empfohlen war, bestätigten und vervollständigten das Bild, und ich will hier gleich das Wichtigste zusammenfassen, da ich später bei den einzelnen Kolonisten alles so vorfand, wie es mir hier dargestellt wurde.

Die Arbeit ist hart und schwer; es dauert viele Jahre, bis der Kolonist so weit kommt, daß er außer dem nackten Leben auch etwas Geld verdienen und vielleicht Ersparnisse machen kann. Es hängt dies, wie überall im Leben, von der persönlichen Tüchtigkeit und Geeignetheit des einzelnen ab. Der arme Ankömmling, der nicht imstande ist, sich ein schon etwas bearbeitetes Stück Land zu kaufen, ist darauf angewiesen, sich auf Regierungsland zu den bereits angegebenen Bedingungen niederzulassen, und hier findet er nun nichts, aber gar nichts vor, was darauf schließen ließe, daß Menschen überhaupt dort leben können. Was er vorfindet, ist nämlich Wald, Urwald, dichter Urwald, durch dessen Unterholz er sich erst einmal mit dem hier gebräuchlichen langen Messer, dem „Machete“, hindurcharbeiten muß, ehe er an das Fällen der Stämme denken kann. Und dann: wo wohnt er, wovon lebt er? Ist er doch allein, der nächste Nachbar lebt, wenn er noch Glück hat, mindestens 500 Meter entfernt und hat genug mit sich selbst zu tun.

Der Kolonist entfernt also das dichte Unterholz und baut sich eine schöne Hütte aus Reisig, den Bau eines zweiräumigen Palastes, aus Holz, auf spätere Zeiten verschiebend. Und dann geht es an das Schlagen der Bäume, eine Kunst, an der schon mancher Neuling im Anfange seiner kolonisatorischen Tätigkeit gescheitert ist. Die Deutschbrasilianer, die während des Krieges und auch jetzt noch in Scharen aus Brasilien nach Misiones eingewandert sind, sind in dieser Kunst Meister und sehen mitleidig auf den „Deutschländer“, wie sie den Reichsdeutschen nennen, herab, der zu einem Baume einen Tag braucht, den sie in einer Stunde fällen. Es ist daher dem Neuankömmling zu empfehlen, sich nicht gleich selbst ansiedeln zu wollen, sondern erst einmal als Arbeiter ein oder zwei Jahre bei älteren Kolonisten zu arbeiten, einmal um überhaupt die Arbeit und die allgemeinen Verhältnisse kennen zu lernen, zum anderen, weil er sich damit einige hundert Pesos ersparen kann, die ihm später zu den ersten Anschaffungen an Vieh und dergleichen sehr zustatten kommen werden, da er dann nicht von Anfang an gezwungen ist, bei dem „Almacenero“, dem Kaufmanne, in Schulden zu geraten. Arbeit ist bei den Kolonisten genug zu haben, die oft ihr Land wegen Mangels an Armen nur zum Teil ausnutzen können.

Ist der Wald geschlagen, so werden die herumliegenden Stämme verbrannt. Jawohl, verbrannt, und es ist ein Jammer, zu sehen, wie hier die wertvollsten Hölzer in Flammen aufgehen, die überall in der Welt mit teurem Gelde bezahlt werden würden. Da ist der „Cedro“, ein schönes, rotes Möbelholz, der „Loro“, ein Bau- und Möbelholz, der „Lapacho“, ein überaus hartes Holz, das als Pfahl in der Erde wie Stein wird, und viele andere, die noch ziemlich unbeachtet sind. Mehr im Inneren befinden sich ausgedehnte Pinienwälder, deren Ausnutzung für das Großkapital eine sehr lohnende Aufgabe sein würde. Wie gesagt, es schmerzt, zu sehen, wie alle diese Baumbestände vernichtet werden, aber die Regierung hat schließlich auch recht, wenn sie dem Ansiedler den Verkauf des gefällten Holzes nicht gestattet, bevor er nicht seine sechs Jahresraten bezahlt hat und im Besitze der endgültigen Besitztitel ist. Denn die Folge würde doch ganz gewiß die sein, daß der Kolonist seinen Wald abholzt, verkauft und mit dem Gelde von hinnen zieht, während das Land brach liegen bleibt.“ Und das liegt keineswegs in der Absicht der Regierung, die seßhafte Bauern haben will.

Hat der Ansiedler als Besitzer einer höchst kümmerlichen Reisighütte die Bäume eines kleinen Teiles seines Landes niedergeschlagen und verbrannt, während die etwa halb mannshohen Stümpfe stehen bleiben, bis sie von selbst verwittern, so muß er nun daran denken, für seinen und den Magen seines Viehs, d. h. weniger Schweine, einer Kuh, eines oder zweier Pferde und einiger Hühner und Enten zu sorgen. Daher baut er jetzt auf der frisch abgebrannten Rodung, der „Rosa“, ein paar Feldfrüchte für den Hausgebrauch, nämlich „Mandioca“, ein Ersatz für unsere Kartoffel; „Batata“, eine süße Kartoffel; die schwarzen Bohnen, die sein Hauptnahrungsmittel für die nächsten Jahre bilden sollen, Mais, der ihm gleichzeitig auch schon das erste Geld einbringt, Gemüse, wie er sie mag, in den auch bei uns üblichen Arten, und zum Verkauf Tabak, der schon im ersten Jahre eine Einnahme bringt. Im Laufe der Zeit, je weiter er im Abholzen und Bebauen des Waldes fortschreitet, wird er neben diesen Gewächsen immer ein Stückchen mehr mit „Yerba“ pflanzen — und hierin liegt seine Zukunft und seine Aussicht, dereinst ein wohlhabender oder vielleicht gar reicher Mann zu werden. Die „Yerba“ nämlich, die Ilex paraguayensis, deren Blätter und kleine Zweige eine Art bitteren Tee ergeben, nachdem sie einem besonderen Röst-, Trocknungs- und Pulverisierungsverfahren unterworfen worden sind, weist in ganz Südamerika einen riesigen, noch stets steigenden Verbrauch auf, es werden gute Preise für sie bezahlt, und wenn es wahr ist, daß Argentinien jährlich noch 60,000 Tonnen Yerba aus Brasilien bezieht, so kann man wohl sagen, daß an eine Uebererzeugung noch gar nicht gedacht werden kann. Da der erste Ertrag nach frühestens fünf Jahren eingebracht wird, so muß der Kolonist zunächst zu seinem Lebensunterhalt andere Pflanzen anbauen. Die meisten haben bisher hauptsächlich Tabak, daneben Baumwolle, Zuckerrohr, Bananen und Orangen angebaut, aber die Yerba tritt in den letzten Jahren immer mehr in den Vordergrund.

Es gehört eine unsagbare Mühe, Arbeit und Geduld dazu, bis der Kolonist seine Pflanzungen so weit entwickelt hat. Kann er doch sein Los von 25 Hektar nur ganz allmählich abholzen und bebauen, und bis er dahin gekommen ist, sind viele Jahre ins Land gegangen, in denen er die härtesten Entbehrungen erduldet hat. Es überlege sich jeder sehr ernstlich, ob er nicht nur der harten Arbeit, sondern vor allem auch den übrigen Entbehrungen jeder Art gewachsen ist. Der Mangel an geistiger Anregung, die Einsamkeit im Urwald, die erschreckliche Einförmigkeit der in der Hauptsache jahrelang aus schwarzen Bohnen, „Mandioca“, und gesalzenem Schweinefleisch bestehenden Nahrung, die miserable Unterkunft erst in einer Hütte, dann in einem selbstgebauten Holzhause, dem „Rancho“, der auch nur eine primitivste Behausung darstellt; alles das kann einen Menschen, der aus der europäischen Kultur kommt, und sei er dort an die bescheidensten Verhältnisse gewöhnt gewesen, wohl nach kurzer Zeit zur Verzweiflung und zur Aufgabe auch des mutigsten Vorsatzes bringen.

Ein vorkarolingisches Bauwerk in Regensburg. Die Basilika St. Emmeram in Regensburg, so genannt nach einem ermordeten Bayernapostel, die bisher als eine romanische Pfeilerbasilika aus den Jahren 1002—1020 und abhängig vom Augsburger Dom angesehen war, ist durch mehrjährige Untersuchungen des Architekten und Kunsthistorikers Franz Schwäbl von erheblichen Resten als eine vorkarolingische, unter Bischof Gaubald zwischen 740 und 780 erbaute Basilika erkannt worden, die vornehmlich im hohen Mittelalter ihre Umgestaltung erfahren hat. Das ist eine für die Gesamtheit der Baugeschichte Deutschlands bedeutsame Feststellung.

Neue Funde in Jerusalem. Die englische archäologische Expedition, die gegenwärtig in Jerusalem Ausgrabungen ausführt, hat soeben bei ihren Arbeiten einen unterirdischen Gang bloßgelegt, der unter dem Zionsberge durchführt und den Brunnen der Jungfrau mit der Siloahquelle verbindet. Der unterirdische Gang wurde von Hiskia ausgeführt, jenem König der Juden, der von 725 bis 697 v. Chr. regiert hat. Unter den Gegenständen, die bei der Aufdeckung dieses Ganges gefunden wurden, sind besonders gut erhaltene Töpferarbeiten aus dem 9. Jahrhundert der vorchristlichen Zeitrechnung sowie eine Lampe aus dem 11. Jahrhundert zu nennen. Die gesamten Fundstücke sind bereits nach England geschickt worden.

Mumien der Aleuten.

Auf der Kagamil-Insel, einer der 150 Inseln der zum Territorium Alaska gehörigen Gruppe der Aleuten, sind dreizehn Mumien gefunden worden, die in ihrer Art besonders merkwürdig sind. Diese in Häute und Netze eingehüllten Mumien lagen in einer Höhle, die ihnen als Grabkammer diente, weil sie durch eine natürliche Dampfheizung ausgezeichnet war. Selbst im härtesten Frost wird dies unterirdische Gelaß durch das vulkanische Feuer im Erdinnern der Inseln warm gehalten. Infolgedessen sind die Mumien, wovon elf im Nationalmuseum in Washington Aufnahme gefunden haben, vollständig eingetrocknet.

Seltsam ist übrigens auch der Beweggrund, der die alten Aleuten dazu bestimmte, ihre Toten zu mumifizieren. Hier war nicht, wie bei den Aegyptern, der Glaube maßgebend, daß die Seele einst wieder in den Leib zurückkehren werde, sondern die Inselbewohner des nördlichen Stillen Ozeans brachten es einfach nicht über sich, sich von ihren gestorbenen Angehörigen zu trennen. Auf ihre täglichen Fischerfahrten diese mitzunehmen, konnten sie auch nicht, so behalfen sie sich damit, die Toten in Häute oder Zellgewebe von Tieren einzunähen, sie in hockender Stellung auf schmale Bretter zu setzen und diese dann in den von vulkanischen Dämpfen erfüllten Höhlen aufzuhängen. Manche dieser jetzt aufgefundenen Mumien sind zweifellos sehr alten Ursprungs. Indessen ist uns von der früheren Geschichte der Aleuten so gut wie nichts bekannt. Einige Gelehrte sind der Ansicht, daß sie aus Japan gekommen sind. Als jedoch im Jahre 1867 die Aleuten-Inseln zusammen mit Alaska in den Besitz der Vereinigten Staaten kamen, sprachen die Inselbewohner russisch. Bis zum Jahre 1884 blieben sie sich selbst überlassen und regierten sich selbst. Jetzt haben sie die russische Sprache vergessen und haben sich vollständig amerikanisiert. Die Mehrzahl von ihnen wohnt in sauberen hölzernen Häusern und kleidet sich wie die Amerikaner. Die Frauen tragen aus Nesselfasern gearbeitete Kleider